

Beate Ramm
Das Tandem-Prinzip

Beate Ramm

Das Tandem-Prinzip

Mentoring für Kinder und Jugendliche

*Für meine Tochter Eva Lammek,
geboren am 5. April 2000*

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© edition Körber-Stiftung, Hamburg 2009

Redaktion: Kerstin Schulz und Alexander Thamm

Umschlag: Groothuis, Lohfert, Consorten | glcons.de

Coverfoto: Getty Images/Henrik Sorensen

Herstellung: Das Herstellungsbüro, Hamburg | buch-herstellungsbuero.de

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-89684-076-9

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-koerber-stiftung.de

Inhalt

Einleitung 7

I. Kindheit heute: Persönlichkeitsentwicklung zwischen Freiheit und Armut

1. Bestandsaufnahme: Kindheit und Jugend
haben sich verändert 17
2. Perspektiven: Demokratie braucht starke Kinder 44

II. Starke Wurzeln: Internationale Mentoringprojekte und ihre Geschichte

3. Von Homer bis heute: Eine Idee mit Tradition 63
4. Big Brothers Big Sisters of America: Von einer privaten
Initiative zur internationalen Erfolgsgeschichte 66
5. PERACH: Eine Mentoringorganisation für Kinder
und Studenten prägt die israelische Gesellschaft 73
6. Die *Mentoring and Befriending Foundation*:
Mentoring als nationale Strategie 82

III. Mentoring wirkt: Studien und Evaluationen zum Mentoring für Kinder und Jugendliche

7. Die amerikanische Studie *Making a Difference*:
Mentoring macht stark und verbessert das Lern-
und Sozialverhalten 97

8. Schule des Lebens: Informelles Lernen und der Erwerb sozio-moralischer Kompetenzen 106
9. »Balu und Du«: Ein Mentoringprojekt mit wissenschaftlicher Begleitung 113
10. Persönliche Verantwortung und fachliche Qualität: Möglichkeiten und Grenzen des Mentoring 123
11. »Learning by teaching«: Studenten als Mentoren 133

IV. Voneinander Lernen: Mentoringprojekte für Kinder und Jugendliche in Deutschland

12. Internationaler Austausch: Erste Netzwerke und Datenbanken 143
13. Ein deutschlandweites Netzwerk für Patenschaftsprojekte: Die »Aktion zusammen wachsen« 147
14. Enthusiasmus und Qualitätssicherung: Big Brothers Big Sisters Deutschland 159
15. Best Practices: Unterschiedliche Konzepte, vielfältige Zielgruppen 183
16. Orientierung geben: Projekte für Mentoren und Mentees mit Migrationshintergrund 197
17. Gute Aussichten: Ausbildungspaten begleiten Jugendliche beim Übergang in den Beruf 220

Ausblick: Mentoring als gesellschaftliche Perspektive 235

Dank 241

Literatur 242

Verzeichnis der verwendeten Weblinks 251

Einleitung

Zwei Freunde, ein großer und ein kleiner, fahren Tandem. Sie tun sich zusammen, um gemeinsam weiterzukommen. Der Große lenkt, der Kleine strampelt mit. Das macht Spaß! Nach und nach lernt der Kleine, worauf es beim Tandemfahren ankommt. Bald traut er sich auch das Lenken zu. Ist ja nicht gefährlich, solange der Große ein paar Tipps gibt und aufpasst, dass nichts schiefgeht!

Auf dem Tandem-Prinzip basiert die Idee des Mentoring. Sie ist so simpel wie wirksam: Ein junger, unerfahrener und ein älterer, erfahrener Mensch gehen eine »Förderbeziehung« ein. In dieser Beziehung auf Zeit steht der Mentor (der Pate) dem Mentee (dem Schützling) zur Seite und unterstützt ihn in seiner Entwicklung. Dabei gibt er etwas von seinem Wissen, seinen Erfahrungen und seinen Haltungen weiter. Und wie beim Tandemfahren gilt es einen gemeinsamen Rhythmus zu finden, bei dem beide ihre Stärke optimal zum Einsatz bringen können.

Den Begriff Mentoring kennen die meisten im Zusammenhang mit Karriereförderung und Personalentwicklung in Studium und Beruf, besonders auch im Hinblick auf die Förderung von Frauen in Führungspositionen. Seit ungefähr zehn Jahren gibt es immer mehr Mentoringprojekte für Kinder und Jugendliche – seit einiger Zeit kann man fast von einem Boom sprechen.

Mentoring für Kinder und Jugendliche ist eine ehrenamtliche Tätigkeit mit hohem Erfolgsfaktor. In aller Regel treffen sich der erwachsene Mentor und »sein« Kind, der Mentee, über einen längeren Zeitraum hinweg einmal in der Woche, um etwas miteinander zu unternehmen. Patenschaften mit Jugendlichen verfolgen meistens das Ziel, bessere Schulabschlüsse zu erreichen oder den Mentee beim Übergang in eine Ausbildung zu begleiten. Bei diesen Begegnungen erfahren Kinder und

Das Tandem-Prinzip

Jugendliche Wertschätzung, sie erhalten neue Anregungen und werden ermutigt, sich etwas zuzutrauen. Der Mentor selbst, aber auch Eltern und Lehrkräfte können meist schon bald die ersten Veränderungen bei den Kindern beobachten. Sie verbessern ihre sprachlichen Fähigkeiten und werden insgesamt kommunikativer. Sie sind weniger verhaltensauffällig, bekommen wieder Freude am Lernen und erbringen bessere Schulleistungen. Außerdem kann Mentoring präventiv gegen Sucht, Gewalt und Kriminalität wirken, wie eine amerikanische Studie gezeigt hat (s. Kap. 7).

Das Erfolgsgeheimnis des Tandem-Prinzips liegt auf der Beziehungsebene: Der Mentor tadelt und urteilt nicht. Er ist eher Beschützer als Erzieher. Mit seinem Vorsprung an Wissen und Erfahrungen steht er seinem Mentee als Freund und Ratgeber zur Seite. Er bringt neue Perspektiven in das Leben des Kindes, zu denen es sonst vielleicht keinen Zugang gefunden hätte. Auch der Mentor profitiert von dieser ungleichen Freundschaft. Denn sie ist nicht nur sinnstiftend und befriedigend, sondern verbessert – das haben Wirkungsstudien ergeben – dessen Soft Skills (zum Beispiel Selbsteinschätzung, Verantwortungsgefühl, Kommunikationsfähigkeit, Mitgefühl, Motivation, Konfliktfähigkeit) und setzt auch beim Mentor Reifungsprozesse in Gang, von denen er beruflich und privat profitieren kann.

Mentoringprogramme gibt es in etlichen eigens dafür gegründeten Organisationen. Sie sind aber häufig auch in Vereinen und Institutionen mit übergeordneten sozialen Aufgaben und Zielen angesiedelt. Schulen und Eltern sind die wichtigsten Partner beim Mentoring. Die Schulen helfen bei der Auswahl von Kindern und Jugendlichen, die für ein Mentoring infrage kommen, sie ermöglichen Kontakte zu den Eltern oder stellen, je nach Konzept, auch Räume zur Verfügung. Auch die Eltern müssen mitmachen. Sie müssen die Vorteile von Mentoring für ihr Kind erkennen können und offen genug sein, ihr Kind einem fremden Menschen anzuvertrauen. Das ist eine Menge. Die verantwortliche Organisation muss deshalb Sicherheit und Qualität garantieren und dies auch glaubhaft vermitteln können.

Die meisten Mentoringprojekte für Kinder und Jugendliche zielen darauf ab, benachteiligten Kindern und solchen mit Migrationshintergrund

kulturelle und sprachliche Türen zu öffnen und damit ihre Startchancen zu verbessern. Aber Mentoring hat natürlich dort nichts zu suchen, wo selbst professionelle Pädagogen keine Antwort mehr finden (können). Mentoring kann kein soziales Elend lindern und ist kein Lückenfüller für bildungs- und sozialpolitische Versäumnisse. Am besten wäre es, wenn Mentoring ein selbstverständliches Angebot wäre – in der Stadt und auf dem Land, verknüpft mit Schulen, Jugendhilfe, Sportvereinen, Ärzten und Stadtteiltreffpunkten. Wenn ein Kind stolz wäre, einen Mentor zu haben, so wie Kinder stolz auf ihre Zahnspange sind. Und wenn Eltern für die Idee zu begeistern wären und selbst zum Multiplikator, zum Sponsor – oder zum Mentor werden. Aber bis dahin muss noch viel Überzeugungsarbeit geleistet werden.

Die Zielgruppen dieser Überzeugungsarbeit sind vielfältig. Es sind in erster Linie all diejenigen, die »vor Ort«, in den Kommunen, Verantwortung haben: Entscheidungsträger in Politik und Verwaltung; Akteure in sozialen Institutionen, Organisationen, Verbänden und Vereinen, in Stadtteilinitiativen und Freiwilligenagenturen; Lehrkräfte in den Schulen und viele andere Menschen, die bereit sein müssen, sich als Mentor, Koordinator oder Unterstützer zu engagieren, wenn ein solches Projekt erfolgreich umgesetzt werden soll.

Das Thema Mentoring, dies soll im ersten Teil dieses Buches gezeigt werden, ist in eine hochaktuelle politische, wissenschaftliche und öffentliche Debatte eingebettet, die einen weiten Bogen von der Politik zu einer Förderbeziehung zwischen zwei Menschen spannt: Da ist zunächst einmal die veränderte Lebenswirklichkeit von Kindern und ihren Familien. Immer häufiger sind es »Mini-Familien« ohne Väter, ohne Tanten und Großeltern. Das Familienleben und das Freizeitverhalten haben sich verändert. Sie bieten häufig zu wenig Gelegenheiten zur persönlichen Reifung eines Kindes. Darüber hinaus können ein unattraktives Wohnumfeld und ein Mangel an sozialen Beziehungen dazu beitragen, dass Kinder zu wenig Anregungen erhalten. In diesen Familien lassen sich soziale Benachteiligungen – Armut und ihre Auswirkungen – besonders schlecht kompensieren.

Das Tandem-Prinzip

Was daraus folgt, lässt sich zusammenfassend als »Mangel an Lebenschancen und Teilhabegerechtigkeit« bezeichnen. Dahinter verbergen sich Schulabbrüche, Chancenlosigkeit auf dem Lehrstellenmarkt, Abhängigkeit von Transferleistungen, aber auch etwas Grundsätzlicheres, das man als Mangel an Glücksmöglichkeiten, als ein Fehlen von Lebenszuversicht bezeichnen könnte.

Menschen mit Migrationshintergrund verfügen zwar noch häufiger über intakte Familienstrukturen, finden aber aufgrund kultureller Barrieren und mangelnder Bereitschaft der Aufnahmegesellschaft keinen Anschluss an Bildung und beruflichen Erfolg. In Deutschland, das haben zahlreiche Studien ergeben, herrscht im Vergleich zu anderen Industriegesellschaften eine besonders eklatante Bildungsungerechtigkeit. Die gesellschaftlichen Folgen sind beängstigend – und damit sind wir bei der Politik.

Viele Fachleute haben – auch im Auftrag der Bundesregierung – in den vergangenen Jahren die Ursachen für die mangelnde Chancengleichheit untersucht und eine Reihe von Handlungsempfehlungen ausgesprochen. Dazu gehören drei übergeordnete Forderungen, die von Mentoringkonzepten erfüllt werden: neue Bildungsorte, mehr Sozialraumorientierung und die Förderung bürgerschaftlichen Engagements.

Neue Bildungsorte, das bedeutet: Wenn Kindergarten, Schule, Familie und soziales Umfeld nicht genügend alltägliche Lernanlässe bieten, dann muss darüber nachgedacht werden, welche anderen nicht-institutionellen Lernorte und Lernangebote dies leisten können. Mentoringprojekte gehören dazu.

Die Forderung nach Sozialraumorientierung beruht auf der Erkenntnis, dass soziale Konzepte dann am effektivsten sind, wenn sie maßgeschneidert für einzelne Zielgruppen vor Ort sind und von allen kommunalen Akteuren gemeinsam in Netzwerken entwickelt werden. Auch dies trifft auf Mentoringprojekte zu.

Und schließlich geht es um die Frage, wie bürgerschaftliches Engagement – das sich sowohl im Sinne von Hilfe als auch von Mitwirkung verstehen lässt – aktiviert und genutzt werden kann und welche Rolle der Staat dabei spielt. Bürger, die mitwirken wollen – das ist die Botschaft am

Ende des ersten Teils –, müssen eine Atmosphäre vorfinden, in der Engagement gewollt, unterstützt und anerkannt wird.

Im zweiten Teil des Buches geht es um internationale Vorbilder für die deutschen Mentoringprojekte und ihre Geschichte. In den USA sind vor 100 Jahren und in Israel vor 35 Jahren unabhängig voneinander Mentoringbewegungen für Kinder und Jugendliche entstanden, durch die seither Millionen von jungen Menschen beim Start ins Leben unterstützt wurden. In diesen beiden Ländern hat Mentoring einen besonders hohen Bekanntheitsgrad und eine ebenso hohe Akzeptanz. Die Konzepte sind aber in wesentlichen Punkten völlig unterschiedlich, so zum Beispiel hinsichtlich der Finanzierung, der Organisationsstruktur und der Begleitung der Mentoren und Mentorinnen – was man als Indiz dafür werten kann, dass es die Grundidee ist, die den Erfolg des Mentoring ausmacht, während die Durchführung viele Varianten zulässt. Dann schauen wir nach Großbritannien, das Land, das Vorreiter des Mentoring in Europa gewesen ist und eine breite staatliche Unterstützungsstruktur dafür geschaffen hat.

Im dritten Teil des Buches geht es um die Frage, welche Wirkung Mentoring hat – und zwar sowohl auf die Mentees als auch auf die Mentoren. Hierzu werden Evaluationsstudien aus den USA, Israel und aus Deutschland vorgestellt. Sie belegen, dass Mentoring sich positiv auf die schulischen Leistungen, auf die sozialen Kompetenzen und auf die Widerstandskraft gegen Alkohol, Drogen und gewalttätiges Verhalten auswirkt. Wenig weiß man bisher offenbar darüber, was genau diese Veränderungen bewirkt, denn dazu finden die Forscher immer wieder neue und scheinbar widersprüchliche Ergebnisse.

Das mag damit zusammenhängen, dass informelles Lernen, also Lernen in Alltagssituationen, ein äußerst subtiler Vorgang ist, der sich wissenschaftlicher Betrachtung (noch) in weiten Teilen entzieht. In diesem Abschnitt werden auch die Grenzen und Gefahren von Mentoringkonzepten aufgezeigt, besonders wenn sie bei sogenannten mehrfach gefährdeten Kindern und/oder zur Gewalt- und Kriminalprävention eingesetzt werden sollen.

Das Tandem-Prinzip

Geradezu verblüffende Vorteile belegen die Wirkungsstudien in Bezug auf die Entwicklung sozialer Kompetenzen und Lernfähigkeiten bei studentischen Mentoren und Mentorinnen. Höhere Motivation, größere Verständnistiefe und weniger Studienabbrüche sind nur einige der positiven Effekte, die bei den Studenten festgestellt wurden und die sich auf ihren ganzen Berufs- und Lebensweg positiv auswirken können.

Am deutlichsten ist dies bei der Lehrerausbildung zu erkennen. Junge Lehrer und Lehrerinnen, die sich während ihres Studiums als Mentor ganz persönlich auf ein Kind und seine häufig fremde Lebenssituation eingelassen haben, profitieren davon immens. Und das nützt schließlich ganzen Schüलगenerationen, die eine Lehrkraft im Laufe ihres Berufslebens unterrichtet. Mentoringprojekte kommen daher immer häufiger als Teil der Lehramts- oder Sozialpädagogenausbildung zum Einsatz.

Im vierten Teil des Buches werden ausgewählte überregionale Mentoringmodelle und -netzwerke in Deutschland exemplarisch vorgestellt. Es wird zu fragen sein, auf welche Zielgruppen und Ziele sie ausgerichtet sind. Von wem kamen Idee und Initiative? Welche Konzepte und Organisationsstrukturen tragen das Projekt? Wie finanziert es sich? Wer koordiniert die praktische Arbeit vor Ort? Jedes Projekt hat seine Besonderheiten, die es für bestimmte Einsatzbereiche besonders geeignet erscheinen lassen.

Vom kleinen, rein ehrenamtlichen Projekt bis zum großen gemeinnützigen Mentoringunternehmen ist alles dabei – und Mentoring funktioniert im kleinen wie im großen Stil. Der Blick auf die Praxis soll aber auch zeigen, welche Hürden es zu überwinden gibt und wie wichtig deshalb eine nachhaltige Struktur für den Erfolg eines Mentoringprojektes ist. Um effektiv arbeiten zu können, müssen die Organisatoren klären: Gibt es Räume, Geld, Personal? Gibt es klare Abläufe und Ziele? Gibt es ein Netzwerk und eine Koordination? Wer sorgt für professionelle Beratung und Begleitung, für das Anwerben von Mentoren und Mentees, für Öffentlichkeitsarbeit und Verwaltung? Mentoring für Kinder und Jugendliche ist, das wird auch an dieser Stelle deutlich, eine verantwortungs- und anspruchsvolle Tätigkeit, die möglichst einen professionellen Hintergrund

und moderne Qualitätsstandards braucht, damit die Menschen, die sich in den vielfältigen Mentoringprojekten und -programmen engagieren, Sicherheit und Zukunftsperspektiven haben.

Mentoring für Kinder und Jugendliche ist also für alle Beteiligten ein Gewinn: in erster Linie für die Kinder und Jugendlichen selbst; aber auch für die Mentoren und Mentorinnen, die sich dieser Herausforderung stellen und dabei die Erfahrung machen können, wie sinnstiftend und bereichernd das Zusammensein mit einem Kind sein kann. Außerdem profitieren die Familien der Kinder, die Schulen und ihre Lehrkräfte und – wie wir sehen werden – die ganze Gesellschaft davon, wenn Kinder und Jugendliche in einem Mentoring-Tandem an Stärke gewinnen.

15.

Best Practices: Unterschiedliche Konzepte, vielfältige Zielgruppen

*Je jünger man ist, desto mehr Vorbilder
braucht man.* FATIH AKIN

***Big Friends for Youngsters* – Große Freunde für junge Leute**

Was alles dazu gehört, um ein Mentoringprogramm erfolgreich umzusetzen – an Organisationskonzepten, praktischer Arbeit und besonders an Personal und Finanzen –, erprobte und evaluierte das erste große Patenschaftsprogramm in Deutschland, das Modellprojekt »biffy – Big Friends for Youngsters«. biffy war in seiner Modellphase von Februar 2001 bis August 2004 Teil des internationalen Programms *Make a Connection*, das zur Förderung Jugendlicher von der *International Youth Foundation* durchgeführt und von Nokia finanziert wurde. Die ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth hatte die Schirmherrschaft inne.

In Deutschland wurde biffy während dieser Zeit von der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) koordiniert und von Trägern der Jugendhilfe, Wohlfahrtsverbänden, Freiwilligenagenturen und Nachbarschaftshäusern umgesetzt. biffy verfügte an seinen Standorten also über eine mehr oder weniger starke institutionelle Anbindung. Zwischenzeitlich an neun Standorten bundesweit angesiedelt, haben die Angebote seit Ende der Finanzierung 2004 unterschiedliche Wege genommen: Einige biffy-Programme fanden keine Förderer und mussten aufgeben, andere konnten die Arbeit fortführen (Düsseldorf, Falkensee) oder entwickelten die Idee in anderen Zusammenhängen weiter (Ulm). In Wolfenbüttel gelang es, biffy in weiteren Städten in der Nähe aufzubauen. In Berlin gründeten engagierte Patinnen, Paten und Eltern einen Verein, um das Angebot fortzuführen und weiterzuentwickeln. In der Hauptstadt

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

betreut biffy Berlin e.V. über 100 Patenschaften und konnte eine eigene Geschäftsstelle eröffnen.

Das Vorbild war – mit einigen Modifikationen – Big Brothers Big Sisters of America. Über 260 Patenschaften konnten in der Modellphase auf den Weg gebracht werden. Im Programm wurden und werden individuelle, generations- und familienübergreifende Patenschaften zwischen Kindern und Erwachsenen gestiftet und betreut. Von Beginn an war es das Ziel, »Kinder und Jugendliche bei ihrer Entwicklung zu verantwortungsbewussten Menschen zu begleiten und sie mit ihren Erfahrungen, Unsicherheiten und Wünschen ernst zu nehmen.«¹ Angesprochen werden vor allem Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 16 Jahren sowie »Erwachsene, die den Jüngeren Vertrauen, Freundschaft und Zeit schenken möchten«.

Bereits im Dezember 2003 wurde eine Evaluation des Projekts vorgelegt, in der praktische Erfahrungen, Erfolgsfaktoren und Schwierigkeiten der ersten Projektjahre dokumentiert wurden. Die Studie spiegelt beispielhaft die Aufgaben, Abläufe und Herausforderungen wider, die beim Aufbau von Mentoringorganisationen entstehen und enthält viele wertvolle Hinweise auf Erfolgsfaktoren und Hürden einer erfolgreichen Mentoringarbeit für Kinder und Jugendliche. Befragt wurden die Organisatoren und Begleiter in den Agenturen, die Kinder und Jugendlichen, die Paten und die Erziehungsberechtigten.²

An der Befragung nahmen die biffy-Agenturen in Berlin (mit drei Standorten), Falkensee, Leipzig, NRW, Ulm, Wismar und Wolfenbüttel teil. Die Arbeitsstrukturen in den einzelnen Agenturen waren sehr unterschiedlich. Hinsichtlich der Möglichkeit eines Erfahrungs- und Gedankenaustausches sowie einer supervidierenden Beratung entwickelten die Standorte so auch ganz verschiedene Lösungen. Nur eine der antwortenden Agenturen arbeitete als »Ein-Frau-Betrieb« ohne Team – in allen anderen Agenturen stand den verantwortlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen von biffy ein unterstützendes Team zur Verfügung. Einige Mitarbeiter

1 www.biffy.de

2 Schabacker-Bock, 2005, S. 29–31 und www.biffy.de/index.php?id=118 (Evaluation 2003).

der biffy-Agenturen waren ausschließlich für biffy tätig, andere waren zusätzlich für andere Aufgaben/Arbeitsbereiche ihres Arbeitgebers zuständig. Im Arbeitsalltag eine adäquate Gewichtung der einzelnen Arbeitsfelder zu erreichen, erwies sich als schwierig. Als förderlich für eine »gut supervidierte Arbeit« sahen die Verantwortlichen es an, wenn Projektleitungs- und Beratungsfunktionen von Personen wahrgenommen wurden, die nicht in die Routinearbeit eingebunden waren. Dies war in mehreren Agenturen der Fall.

Das Anforderungsprofil für den Aufbau und die Ausführung des Patenschaftsprojekts klärte sich in einigen biffy-Agenturen erst im Laufe der Umsetzung. Nicht immer waren die personellen Strukturen der biffy-Agenturen in der Lage, die notwendigen fachlichen Qualifikationen personell oder vom Zeitbudget her bereitzustellen. Interessanterweise gelang einigen biffy-Agenturen die Einbindung ehrenamtlicher Unterstützer für qualifizierte Tätigkeiten in zentralen Funktionen: Die Verantwortlichkeiten dieser Unterstützung reichte vom Coaching der Agenturmitarbeiter über die Hilfe bei der Supervision der Patenschaften bis hin zur Übernahme der Außenvertretung des Projektes oder der Hilfe bei organisatorischen Belangen. Der Frage, welche verschiedenen Kompetenzen zur adäquaten Bewältigung einer erfolgreichen Mentoringarbeit erforderlich sind, so die Schlussfolgerung, sollte deshalb bereits in der Planungsphase einige Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Einige der biffy-Agenturen mit ihren sehr unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen hätten sich seitens der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung in der Aufbauphase mehr Unterstützung und Beratung beim Aufbau einer professionellen Arbeitsstruktur und eines effizienten Projektmanagements gewünscht. Die Knappheit an finanziellen und personellen Ressourcen wurde von vielen biffy-Agenturen als eine große Schwierigkeit angesehen. Die verschiedenen Aufgabenfelder – Mentees und Mentoren finden und zusammenbringen, Netzwerke und Kooperationen mit Schulen und anderen Akteuren knüpfen, Öffentlichkeitsarbeit, Verwaltung und nicht zuletzt eine qualitätsvolle Begleitung und Supervision – konkurrierten gewissermaßen um die geringen Ressourcen. Für die verantwortlichen Mitarbeiter in den Agenturen entstand da-

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

durch ein ständiger Druck, diesen Mangelzustand möglichst effektiv zu organisieren.

Hoher Zeitaufwand, viele Themen: Aufgabenprofil eines Patenschaftsprojektes

Aus der biffy-Befragung ergibt sich, dass die folgenden Aufgaben erfüllt bzw. abgedeckt werden müssen, wenn ein Patenschaftsprojekt erfolgreich gestartet werden soll:

- Aufbau einer internen Kommunikation und (Finanz-)Verwaltung
- Organisation des Dokumentations-, Berichts- und Antragswesens
- Veranstaltung von Schulungen und Fortbildungen für die Paten und Patinnen, die Kinder und Jugendlichen sowie deren Eltern
- Entwicklung von Arbeitsunterlagen, Infobroschüren, Fragebögen, Dokumentationshilfen etc.
- Öffentlichkeits- und Multiplikatorenarbeit
- Gewinnung von Paten und Patinnen; Matching der Patenschaften
- Organisation von Erstgesprächen, Beratungsgesprächen, Sicherstellung von Begleitung für die Paten.

Diese komplexe Aufgabenstruktur macht deutlich, dass Patenschaftsprojekte nicht »nebenbei« erledigt werden können. Selbst mit gutem Projektmanagement und guter Planung, so die Erfahrung der biffy-Agenturen, stellt die Aufgabenvielfalt, die mit dem Aufbau des Patenschaftsprojektes verbunden ist, eine Schwierigkeit dar, für die ausreichend Zeit und Geld eingeplant werden müssen. Ein Ergebnis, das die sehr weit fortgeschrittene Mentoring-Forschung in den USA unterstreicht: Patenschaften zu vermitteln und zu begleiten, so der Tenor, ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Damit dies gelingt, bedarf es ausreichender Mittel und einer guten Infrastruktur.³

³ Becker & Schüler, 2007.

Hinzu kommt, dass eine hohe Flexibilität bei der Zeitplanung notwendig ist, weil viele Beteiligte z.B. nur am Abend erreichbar sind. Zeitmangel bzw. die Zeiteinteilung wird immer wieder als kritischer Punkt der Arbeit angegeben. Ausgelastet mit den Aufgaben, die direkt mit den Patenschaften einhergehen, gaben die biffy-Organisatoren auch an, dass z.B. für eine gute Öffentlichkeits- und Multiplikatorenarbeit zu wenig Zeit bleibt. Die Auswertung von Fragebögen und Evaluationen, das Schreiben von Berichten und die Erstellung von Qualitätsmessungen wurden unter diesen Voraussetzungen als erhebliche Mehrbelastung erlebt. Zusätzlich belastend wirkten sich auch die Planungsunsicherheit sowie die Anforderung, immer wieder neue Anträge zu stellen und finanzielle Mittel einzuwerben, aus – eine bekannte Erfahrung für alle, die es gewohnt sind, mit Projektmitteln zu arbeiten.

Ein Zitat aus der biffy-Agentur Ulm verdeutlicht dieses Problem: »Mit den verfügbaren Mitteln und dem entsprechenden Zeitansatz ist es kaum möglich, das Projekt qualitativ hochwertig und nachhaltig aufzubauen. Unbezahlte Überstunden sind die Regel. Eine qualitativ hochwertige Arbeit ist nur dank ehrenamtlicher Unterstützung möglich.« Die Autorin der Untersuchung schlussfolgert: »Zu hinterfragen ist, ob Richtwerte für den Zeitansatz der einzelnen Arbeitsschwerpunkte hilfreich wären, um Maßstäbe für eine ökonomische und transparente Planung und Prioritätensetzung zu setzen.« Eigentlich sollte eine betriebswirtschaftliche Aufgabenplanung im Sinne moderner Qualitätsstandards in sozialen Projekten heute eine Selbstverständlichkeit sein. Zumindest dann, wenn Patenschaftsprojekte in eine überwiegend professionelle Struktur eingebunden sind. Nicht zuletzt geht es auch darum, dass Mitarbeiter ihre Aufgaben im Mentoringprojekt mit Freude bewältigen können. Auch das ist ein wichtiger Faktor dafür, ob Mentoringprojekte dauerhaft Bestand haben.

Die von fachlicher Seite immer wieder vorgebrachte Forderung nach der Einhaltung von Qualitätsstandards sollte aber andererseits nicht dazu führen, dass Projekte abqualifiziert werden, die mit knappen Ressourcen gute Arbeit leisten, für Planung und Dokumentation aber nicht genug Zeit und Personal haben. »Die Realität in den allermeisten Programmen –

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

auch jenseits von biffy – sieht doch so aus:«, erklärt Bernd Schüler, langjähriger Vorstand und Gründungsmitglied von biffy Berlin e.V., im Gespräch mit der Autorin, »Vielen Agenturen werden oft nur soundso viele Stunden bezahlt – und damit soll alles geleistet werden. Damit vorab gut zu planen, ist angesichts der komplexen Materie Patenschaften schwierig. Denn Vieles ist schwer überschaubar und ungewiss, z.B., wie viele Freiwillige kommen, sind die passenden dabei, halten sie ihre Termine ein, wie viele Probleme die Familien mitbringen, wie viele Konflikte in Patenschaftsbeziehungen zu schlichten sind. Der Zeitaufwand für viele Aufgaben wird von Geldgebern oft noch nicht erkannt. In den USA sagt man als Richtwert, dass man für die Anbahnung und Betreuung einer Patenschaft etwa 1500 Dollar jährlich benötigt.«

Als Fazit lässt sich festhalten: Wenn Aufgaben der Organisation und Verwaltung von Ehrenamtlichen übernommen werden müssen, dann sollte dies nicht aus der Not heraus geschehen, sondern weil es das Konzept so vorsieht. Dies ist aber in der Realität wahrscheinlich eher nicht der Fall, besonders wenn ein Projekt bei einem professionellen Träger angesiedelt ist. In Bezug auf das Finanzierungskonzept eines Mentoringprojektes lässt sich daraus die Notwendigkeit ableiten, wenigstens eine gewisse Eindeutigkeit anzustreben: Ist das Konzept überwiegend ehrenamtlich? Ist es überwiegend professionell? Stehen hauptamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zur Verfügung? Aus welchen Töpfen kommen die Mittel? Ist die Finanzierung längerfristig gesichert? Und was kann man dafür tun? Denn gemessen an der hohen Verantwortung, die es bedeutet, mit Kindern zu arbeiten, müssen die konzeptionellen Voraussetzungen – auch finanziell – möglichst, wenn schon nicht gesichert, so doch klar definiert sein.

Heute blicken einige biffy-Agenturen auf ein knappes Jahrzehnt erfolgreicher Arbeit und ständiger Qualitätsentwicklung zurück – und auf ein steigendes Interesse der Öffentlichkeit, wie immer neue Medienberichte und wachsende Nachfrage bei Freiwilligen und Familien zeigen.

Aus den Hürden, die anfänglich überwunden werden mussten, haben die Organisatoren viel gelernt, was sie heute – bei Vorträgen oder in Manuals und Handbüchern – an neue Projekte weitergeben können.

Dazu gehört, neben den schwierigen Aufgaben und Herausforderungen, mit denen ein Modellprojekt zuweilen zu kämpfen hat, auch ein riesiger Fundus an guten Erfahrungen, wie ein Zitat aus Berlin verdeutlicht: »Zu beobachten, mit wie viel Freude einzelne Patenschaften gelingen, wie viel Bereicherung eine Patenschaft für einige in ihr Leben gebracht hat, dafür hat sich dieses Programm auf jeden Fall gelohnt, denn da sind (vielleicht nur wenige, aber) Freundschaften auf (Lebens-)Zeit entstanden. Positive Erlebnisse, glückliche Kinder und Erwachsene, Freude über gelungene Beratungen, positive Resonanz auf das Programm, Kennenlernen interessanter Menschen, positive Rückmeldungen z.B. auf Trainingsmaßnahmen oder Veranstaltungen, Begeisterung und Engagement der Beteiligten, gute Entwicklungen in den Patenschaften ... Die Patenschaften selbst überzeugen: Sie werden gebraucht.«⁴

Wie unterschiedlich die Voraussetzungen und Konzepte für Mentoringprojekte sein können, zeigt das nächste Beispiel.

»Zeit für Jugendliche«: Ehrenamtliche Profis im Ruhestand

Eine Ausnahmerecheinung unter den Organisationsformen beim Mentoring ist das rein ehrenamtliche Mentoringprojekt »Zeit für Jugendliche« der Bürgerstiftung Göttingen. In diesem Projekt fließt überhaupt kein Geld, nur teilweise werden Eintrittsgelder und Fahrtkosten aus Aktivitäten der Bürgerstiftung erstattet.

Getragen wird das Projekt durch den persönlichen Einsatz des Ehepaares Irmgard und Dieter Weiland – beide Schulleiter im Ruhestand mit jeweils 30 Jahren Berufserfahrung. Die Organisation eines Mentoringprojektes war zunächst völliges Neuland für die beiden heute 67 und 69 Jahre alten Pädagogen. Ausgerüstet mit fachlichen und organisatorischen Anregungen aus internationalen und heimischen Projekten stürzten sie sich

⁴ www.biffy.de/fileadmin/biffy.de/downloads/bericht_agenturen.pdf (Zusammenfassung der Evaluation 2003, Kurzbefragung der Agenturen, S. 6, 11.08.2009).

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

2004 in das Abenteuer, ein Mentoringprojekt für Jugendliche in Göttingen aufzubauen.

In Zusammenarbeit mit regionalen Vertretern aus Göttinger Schulen, aus Wirtschaft, Kirche und Politik wurde von Mitte 2004 bis April 2005 ein Konzept unter dem Namen »Zeit für Jugendliche. Mentoren-Initiative der Bürgerstiftung Göttingen« entwickelt. Seit 2005 hat das Projekt rund 60 Tandems erfolgreich betreut – eine große Verantwortung und ein großer Organisationsaufwand für die Koordinatoren und ihre Mitstreiter, zu denen auch der Stiftungsgründer Peter Cordes, ein Augenarzt, und der ehemalige Leiter der Göttinger Kinder- und Jugendpsychiatrie, der 82-jährige Professor Friedrich Specht, gehören.

Dieter Weiland war früher didaktischer Leiter einer Gesamtschule. Er macht keinen Hehl aus seiner Meinung, dass ein »verfehltes Schulsystem« zu viele Kinder und Jugendliche »zu Versagern im Bildungssystem macht«. »Bürgerschaftliches Engagement darf nicht zu einer Alibifunktion für einen wichtigen Bereich verkommen, der eigentlich in staatliche Verantwortung gehört«, sagt er. »Versäumnisse des öffentlichen Schulsystems können nicht durch private Mildtätigkeit ausgeglichen werden.«

Diese Einstellung konnte Dieter Weiland und seine Frau Irmgard nicht davon abhalten, ihre Zeit, ihr Wissen und ihre Erfahrungen in ihre neue Aufgabe zu investieren – von ihrem Privathaus aus und über ihr privates Telefon. Mentoren- oder Koordinatorentreffen finden zuweilen auf der heimischen Terrasse statt. Es wäre aber völlig verfehlt, aus dieser unmittelbaren Menschlichkeit, der berührenden Privatheit des Projekts, den Schluss zu ziehen, hier sei eine Laienspielschar am Werk. Im Gegenteil: Das Projekt »Zeit für Jugendliche« hat sich in den vergangenen Jahren fachlich und organisatorisch ständig weiterentwickelt, dabei Erfahrungen – Schwierigkeiten genauso wie Erfolge – reflektiert und ständig neue Ziele in Angriff genommen, so zum Beispiel die Zusammenarbeit mit der Universität Göttingen.

So wurden zum Beispiel mit den Anbahnungsgesprächen – die häufig in den Schulen, aber auch in anderen Institutionen und in den Familien stattfinden – sehr gute Erfahrungen gemacht. Von den Sozialpädagogen und Klassenlehrern sorgfältig vorbereitet, bildeten sie einen guten Aus-

gangspunkt für die praktische Arbeit der Mentoring-Tandems. Mit schriftlichen Vereinbarungen sorgen beide Seiten für Kontinuität und Verlässlichkeit.

Interessierte Erwachsene als Mentoren zu gewinnen, gestaltete sich schwieriger als angenommen. Für eine professionelle Öffentlichkeitsarbeit fehlten aber Zeit und Mittel. Auch die zunächst rege Mitarbeit von fünf Schulen ließ nach der Anfangsphase zusehends nach. Zu Recht, finden die Initiatoren, denn »man kann ja nicht immer auf die Bereitschaft der Lehrkräfte und Sozialpädagogen zählen, auf Dauer freiwillig zusätzliche Arbeit zu leisten«, wie Dieter Weiland sagt.

Zur Qualitätssicherung wurde ein regelmäßiges, für die Mentoren verpflichtendes Treffen eingeführt, das dem Erfahrungsaustausch und der Begleitung in schwierigen Situationen dient. »Es treten ja häufig Situationen auf, die nicht jeder Laie so einfach bewältigen kann«, stellt Dieter Weiland pragmatisch fest. Einmal im Monat kommen die Mentoren nun mit den Organisatoren und dem pensionierten Kinder- und Jugendpsychiater Friedrich Specht zusammen, um sich auszutauschen, sich gegenseitig zu ermutigen, Erfahrungen und Gefühle kritisch zu reflektieren und im Konfliktfall Hilfe zu erhalten. »Dabei herrscht eine gute, ermutigende Atmosphäre«, berichtet Dieter Weiland. »Bei den Beratungen und intensiven Diskussionen ergänzen sich die sehr unterschiedlichen Kompetenzen der Mitglieder in der Gruppe. Das ist eine außerordentlich hilfreiche Einrichtung, um die Mentoren zu stärken und bei der Stange zu halten und ihnen fachliche Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten.« Die Mitarbeit eines Experten wie Friedrich Specht ist – wie die Arbeit der beiden Koordinatoren – rein ehrenamtlich, das heißt für den Träger der Initiative – die Bürgerstiftung Göttingen – kostenlos. »Müssten diese Leistungen nach üblichen Maßstäben entlohnt werden, wäre das Projekt in Göttingen für den Träger nicht finanzier- und damit nicht realisierbar«, so Dieter Weiland.

Auch die Grenzen der eigenen Möglichkeiten kommen bei diesen Treffen zur Sprache. So wurde im Laufe der Jahre im Projekt auch immer mehr Wissen darüber gesammelt, wie das Netz von institutionellen Hilfen aussieht, das sich in der Stadt und in der Region zur Unterstützung anbietet: Schulsozialarbeiter, Jugendpsychiater, Erziehungsberatung, Ju-

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

gendamt, Familienhilfe, Jobcenter können Aufgaben übernehmen, die die Kompetenzen der Mentoren übersteigen. Von Zeit zu Zeit werden Experten aus diesen Institutionen zu den Mentorentreffen eingeladen.

Da das Organisationsteam klein ist, hat man sich dafür entschieden, die Zahl der aktuell laufenden Tandems auf jeweils 20 zu begrenzen. Aber auf der Tagesordnung der Mentorentreffen stehen auch immer wieder Fragen, die den Stand und die Entwicklung des gemeinsamen Projekts betreffen – letztlich die gleichen, die sich auch größere Mentoringprojekte immer wieder stellen müssen, z.B.: Wie gewinnen wir neue Mentoren und Mentorinnen? Wie verstärken wir den Kontakt zu den Schulen? Wie nutzen wir die regionale Presse? Wie gestalten wir einen neuen Flyer? Wie gewinnen wir z.B. das Theater oder die Bibliothek für eine Patenschaft?

Die Mentorentreffen haben zu einer höheren Identifikation der Mentoren mit dem ganzen Projekt geführt. Dieter Weiland: »Auf diese Weise ist es weitgehend gelungen, dass viele Mentoren und Mentorinnen nicht nur ihre eigene Mentorentätigkeit, sondern das gemeinsame Projekt zu ihrer Sache gemacht haben.«

Das Projekt »Zeit für Jugendliche« der Bürgerstiftung Göttingen macht deutlich, dass auch ein rein ehrenamtliches Mentoringvorhaben qualitativ gute und erfolgreiche Arbeit leisten kann. Voraussetzung ist, dass die Ehrenamtlichen einen professionellen Hintergrund haben, der einen verantwortungsvollen und reflektierten Umgang mit dem Thema sicherstellt und sie beispielsweise auch die Grenzen des Mentoring erkennen lässt. Aber genauso deutlich wird, dass ein Projekt, das vom Einsatz und Durchhaltevermögen von so wenigen Einzelpersonen abhängt, unter einem ständigen Mangel leidet: dem Mangel an Zeit, Arbeitskraft und letztlich auch an Geld, zum Beispiel für Öffentlichkeitsarbeit.

Auch bei diesem Projekt wird wieder einmal deutlich, dass es beim Ehrenamt langfristig auf die richtige Balance ankommt: zwischen Zeitaufwand und Engagement auf der einen Seite und Geld bzw. Anerkennung auf der anderen Seite. Denn »nach sechs Jahren Bemühungen ist es immer noch nicht gelungen, von der Kommune irgendeine Art von Unterstützung zu bekommen«, so die Bilanz von Dieter Weiland. »Dabei schmückt sich die Stadt ja gerne mit der Bürgerstiftung und ihren Projekten.« Trotz

der anfänglich großen öffentlichen Resonanz und Zustimmung sind die Vertreter aus Politik und Wirtschaft nicht bei der Stange geblieben. Ein Netzwerk knüpfen, Kooperationspartner suchen, auch Sponsoren suchen, das heißt ja: immer präsent sein, immer wieder das Gespräch suchen, immer wieder werben – und das können einige wenige Ehrenamtliche nicht leisten. Für Netzwerkarbeit und Öffentlichkeitsarbeit sind häufig keine Kapazitäten mehr übrig, wenn der Projektalltag erst einmal begonnen hat. Das große Engagement wird von den Kernaufgaben verbraucht, die das Mentoring erfordert – zum Beispiel den Kontakt zu den Schulen zu halten und die Mentoren-Tandems anzubahnen und zu begleiten. Größere dauerhafte Strukturen – beispielsweise ein Netzwerk mit Wirtschaft, Politik, Wohlfahrtsverbänden, Vereinen und Initiativen – können mit diesen knappen Ressourcen nicht geschaffen und gepflegt werden. Und wenn die Existenz eines Projekts an Einzelpersonen hängt, ist immer zu befürchten, dass es nicht von Dauer ist. Deshalb wäre es wünschenswert, das Projekt »Zeit für Jugendliche« der Bürgerstiftung Göttingen auf eine breitere Basis zu stellen, damit es auch in Zukunft Bestand hat und nachhaltig wirken kann – und damit auch die bisherige erfolgreiche Arbeit eine angemessene Anerkennung und Würdigung erfährt.

»Big Sister Düsseldorf«: In der Ernährung steckt eine ganze Welt

In vielen Tandems wird miteinander gebacken und gekocht, wie die Erfahrungsberichte gezeigt haben. Einer der Gründe dafür ist, dass Kinder über frische Lebensmittel und ihre Zubereitung häufig wenig Bescheid wissen. Denn in vielen Familien dominiert Fast Food den Speiseplan, gemeinsame Mahlzeiten gehören oft nicht mehr zum selbstverständlichen Tagesablauf. Wenn Kindergartengruppen oder Schulklassen auf den Markt gehen, so die Erfahrung von Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen, haben manche der Kinder noch nie eine Paprika gesehen. Sie kennen keinen Brokkoli, keinen Kohlrabi, keinen Salat, und sie mögen gar kein Obst. Ungesunde Ernährung ist in benachteiligten Familien verbreitet. Armut spielt beim

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

Ernährungsverhalten eine entscheidende Rolle, konstatiert der 7. *Familienbericht* der Bundesregierung. Menschen mit verringertem Einkommen ernähren sich ungesund und essen zu fett, zu süß und zu einseitig. In Familien, die schon lange mit zu wenig Geld auskommen müssen, ist das Wissen über Ernährung erschreckend gering. Wo Tiefkühlpizza und Fast Food den Speiseplan bestimmen, werden tradierte Kenntnisse über gesunde Lebensmittel und ihre Zubereitung auch nicht mehr an die Kinder und Heranwachsenden weitergegeben. »Allerdings gibt zu denken«, so der *Familienbericht*, »dass auch ausgebildete Ökotrophologinnen und Ökotrophologen nicht im Stande waren, die Familienhaushalte mit dem verfügbaren Sozialhilfebudget länger als bis zum 24. Tag eines laufenden Monats nach den Grundsätzen der Deutschen Gesellschaft für Ernährung zu beköstigen.«⁵

Das war der Anstoß für »Big Sister e.V.« – bereits zehn Jahre alt und damit eine der ältesten Mentoringorganisationen für Kinder und Jugendliche in Deutschland – die Broschüre *Pimp Dein Frühstück* zu gestalten. Sie ist nur eine von vielen kreativen Ideen, mit denen der Verein sich in Düsseldorf, Münster, Bonn und Ettlingen an Kinder wendet, die Unterstützung durch eine »große Schwester« gebrauchen können.

Da gibt es Rezepte »zum Knacken und Hacken«, »zum Pressen und Schlürfen«, »zum Krümeln und Schleckern« und »zum Danken und Klat-schen«. Die Gründerin und Geschäftsführerin des gemeinnützigen Vereins, Brigitte Klose-Grigull, illustriert, textet und gestaltet professionell und findet eine völlig neue Designsprache, die sich in erster Linie an die Kinder selbst richtet und uns Erwachsenen regelrecht die Augen dafür öffnet, wie Kinder angesprochen werden wollen.

Einkaufen, Kochen und Essen – das macht Spaß und ist schon deshalb ein willkommenes Thema für die Nachmittage, die ein Mentoring-Tandem zusammen verbringt. Aber gemeinsam kochen, darin steckt noch viel mehr, als ein Kochrezept umzusetzen. Was kann ein Kind dabei nicht alles lernen! Was es für Lebensmittel gibt, wo sie herkommen, wie sie hergestellt werden, was sie wo kosten und was auf dem Etikett steht. Sie

⁵ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2007, S. 169.

erfahren, welche Zutaten gesund sind, wie sie schmecken und auf welcher unterschiedlichen Weise man sie zubereiten kann. Dass Menschen beim Essen unterschiedliche Vorlieben haben, dass dem einen dies schmeckt und dem anderen jenes und dass unterschiedliche Nationen auch unterschiedlich kochen. Dass Kochen Spaß macht und man sich dabei auf das Essen freut. Und natürlich, dass ein gemeinsames Essen in geselliger Runde ein herrliches Vergnügen ist.

Essen zubereiten – diese gleichzeitig simple und existenzielle Kulturtechnik erfordert gleichzeitig Phantasie und Improvisation. Es setzt Wissen voraus und braucht einen wohl überlegten Plan. Es erfordert – wenn mehrere beteiligt sind – Teamgeist und Organisationstalent. Beim Kochen lernen Kinder Geduld und Frustrationstoleranz. Ein geradezu unerschöpflicher Fundus für ein Kind und seinen Mentor.

Mentor – Die Leselernhelfer e.V.: Mehr als Lesenlernen

Leselernhelfer unterstützen – der Name sagt es – als ehrenamtliche Kräfte Kinder beim Lesenlernen. Auch dieses Konzept wirkt – und zwar über das Lesen hinaus. Es wendet sich an Kinder, die sich aufgrund schlechter Voraussetzungen die Grundlagen in der Grundschule nicht aneignen konnten, aber auch an ältere Kinder und Jugendliche, die – häufig aufgrund ihrer Herkunft – mit der deutschen Sprache grundlegende Probleme haben und deshalb kaum einen Schulabschluss schaffen können.

Die Leseübungen finden in der Regel einmal in der Woche eine Stunde in der Schule oder bei den Mentoren und Mentorinnen zu Hause statt. Nach einigen Wochen oder Monaten gemeinsamen Lesens verbessern sich in aller Regel die Zensuren. Aber die Erfahrung zeigt: Es sind nicht nur die Schulleistungen und Schulnoten, auf die ein Leselernhelfer Einfluss hat: Kinder, die bessere Schulleistungen erbringen, gehen auch lieber in die Schule und fühlen sich dort wohler.

Die Unterstützung der Leselernhelfer zielt bei weitem nicht nur auf kognitives Wissen ab. Indem sie die Freude an Büchern vermitteln und

IV. Mentoringprojekte in Deutschland

Gespräche über die Inhalte anregen, kann der Mentor dem Mentee den Zugang zu einem wunderbaren Medium eröffnen: Aus Geschichten kann man alles Mögliche über die Welt und über die Menschen erfahren. Und indem sie über Wünsche, Phantasien, Freuden, Gefühle und Nöte in den Geschichten sprechen, kann auch der Zugang zu den eigenen Erfahrungen und Emotionen erleichtert werden.

Viele ähnliche Initiativen engagieren sich in Deutschland für diese Ziele. Sechs Jahre nach Beginn der Arbeit fördern 900 Mentorinnen und Mentoren weit über 1000 Schüler allein im Raum Hannover. Rund 150 Grund- und Hauptschulen sind beteiligt. 25 Freiwillige koordinieren die Zusammenarbeit mit den Schulen und vermitteln die Tandems. Fachliche Begleitung erhalten die Mentoren in Workshops, welche die Akademie für Leseförderung der Stiftung Lesen an der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek in Hannover durchführt.⁶

Eine professionelle Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und die Unterstützung von vielen namhaften Bürgern und Bürgerinnen hat die Leselernhelfer in Hannover zu einer regelrechten Institution werden lassen. Reportagen, Hintergründe, Berichte aus der Praxis und Tipps zur Leseförderung hat der Verein in dem Reader *Eine Idee macht Schule. Die Freiwilligen-Initiative ›Mentor – Die Leselernhelfer‹* zusammengetragen.⁷

Die Beispiele in diesem Kapitel haben gezeigt, dass Mentoringprojekte zwar im Großen und Ganzen immer nach dem gleichen Grundprinzip ablaufen, dass es jedoch in Bezug auf die konzeptionelle Feinjustierung, die fachliche Orientierung, die Organisationsstruktur und die Finanzierung eine breite Palette an Umsetzungsmöglichkeiten gibt. Auch in Bezug auf Zielgruppen, Ziele und inhaltliche Schwerpunkte gibt es eine Reihe von Varianten. Es gibt also viele Wege zu einer erfolgreichen Mentoringarbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wichtigste Voraussetzung ist deshalb wohl – wie bei jeder Arbeit, die eine hohe Identifikation und persönlichen Einsatz erfordert – Authentizität und Überzeugung.

6 www.akademiefuerlesefoerderung.de

7 Mentor, 2008.